In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(20. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Man schlägt sich so durch. Wenn Hans, wie es mein Wille war, auch studiert hätte, wäre es mir nicht schwer geworden, den Krempel hier zu verkaufen, aber der Bengel wollte durchaus Landwirt werden."

„Das ist recht gewesen."

„Warum?"

„Weil es schade gewesen wäre, wenn das Gut in andere Hände übergegangen wäre."

„Hätte aber ein schönes Stück Geld gebracht."

„Das geht dir nicht verloren."

„Stimmt, aber Mutter und ich konnten es uns auf unsere alten Tage gemütlicher machen."

„Das könnt ihr doch so auch."

„Nee, is nich! Wenn man hier so mitten in dem Krame drin bleibt, dann guckt einem der Bauer auf Schritt und Tritt aus der Tasche, wie dem kleinen Hosenmatz der Hemdenzipfel aus dem Höschen."

Vater Traugott lachte laut über seinen Witz. Der Freibauer lächelte.

Nun kamen der Sohn und seine junge Gattin, die ihren Knaben an der Hand führte, während das etwas größere Mädchen hinter ihr her schritt.

Der Freibauer stand auf und streckte Hans die Hand entgegen.

Der alte Gutsherr aber rief: „Hans, wer ist das?"

Hans lachte: „Ist nicht schwer zu erraten. Wird wohl Onkel Ernst aus Rehbach sein."

„Getroffen, Junge. So, Elli, nun gibst du auch einen Patsch! Und ihr, Schnuck und Schneck, macht eure Männchen." Damit meinte er die beiden Kinder.

Der Kaffee duftete in den Schalen. Es wurde lebhaft gesprochen. Der Freibauer war einsilbig, aber er fühlte sich wohl unter den wackeren Menschen. Der Junge kletterte dem Großonkel auf das Knie und jauchzte, als der ihn reiten ließ.

„Wie sieht es denn bei euch eigentlich aus, Ernst?" fragte der Gutsherr. „Von dem großen Brandunglück, das euch betroffen hat, haben wir gelesen. Du bist doch verschont geblieben?"

„Ja, aber mich hat es doch am schwersten getroffen."

„Nanu!"

„Mein Schwiegersohn ist gestorben. Er hatte aus dem Feldzuge einen Knacks davongetragen. Ein Lungenschuß war nicht ganz ausgeheilt. Er holte sich bei dem Brande eine Lungenentzündung, und zwölf Tage danach haben wir ihn begraben."

„Ach Gott," rief die junge Frau, „und was macht deine Tochter, Onkel Ernst?"

„Die war früher schon einmal schwermütig, als Karl siebzig vermißt wurde, und ist jetzt geisteskrank."

„Um Gottes willen," sagte Hans, „geisteskrank?"

Er war blaß geworden. Die junge Frau trocknete eine Träne ab, und Traugott saß stumm neben seinem Verwandten und starrte ihn an.

Seine Frau reichte dem Freibauern die Hand: „Ernst, das tut uns aufrichtig leid. Das Schicksal hat dich hart getroffen. Wie hast du das tragen können?"

„Leicht nicht, aber was gehen muß, das geht."

Die junge Frau streichelte ihres Mädchen Scheitel und drückte es an sich. Der Knabe sah den Großonkel verwundert an. Er verstand nicht, warum die Erwachsenen so ernst geworden waren, und Mutter sogar weinte.

Der Freibauer aber sagte: „Ich bin nicht gekommen, euch das Herz schwer zu machen. Ich wollte nur einmal sehen, wie es euch geht."

„Das ist recht, Onkel," rief Hans Fryman. „Willst du einmal mit auf die Felder gehen?"

„Ja," sagte der alte Freibauer und stand auf. Nun gingen sie zu dritt hinaus, und der Freibauer freute sich über die großzügige Art des jungen Gutsherrn, der ihm mit Stolz zeigte, was er geschaffen hatte.

Am späten Abende saßen die beiden alten Herren noch lange zusammen. Ernst Fryman sagte seinem Verwandten offen, daß er gekommen sei, um sich durch den Augenschein zu vergewissern, wie es am besten mit der Erbschaft zu halten sei. Er sprach auch von seinen Zukunftsplänen und sah mit herzlicher Freude, daß man auf sein Geld gar nicht rechnete, in ihm ganz und gar nicht den Erbonkel sah. Vetter Traugott war mit des Freibauern Plänen durchaus einverstanden.

„Onkel" Ernst blieb noch zwei Tage und reiste dann nach Dormbrück, um auch den Amtsrichter aufzusuchen.

Dem hatte sein Bruder Hans bereits mitgeteilt, welchen Besuch er zu erwarten habe, und hatte ihm auch des Freibauern Schicksal kurz geschildert.

Auch in dem Amtsrichter und seiner Frau fand der Freibauer liebe Menschen.

Der Amtsrichter hatte eine starke Familie. Sein Studium hatte einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Erbschaft gekostet. Dazu hatte er bei seiner Heirat nicht auf Geld gesehen. Endlich war es auch bei den Frymans gewesen wie zumeist in den Gutshäusern: der Erbe des Gutes war ein gut Teil besser gestellt worden als sein Bruder.

Dem Amtsrichter schilderte der Freibauer seine Verhältnisse, wie man sie einem Rechtsanwalt darstellt,

dessen Rat man einholt. Zuletzt fragte er: „Wie ist nun, wenn ich einmal sterbe, die rechtliche Lage in bezug auf das, was ich hinterlasse?"

„Onkel Ernst," sagte der wackere Richter, „du bist uns gegenüber weder gesetzlich noch moralisch zu irgend etwas verpflichtet. Stirbst du ohne Testament, dann fällt allerdings dein Besitztum uns zu. Machst du aber ein Testament — und ich rate dir unter allen Umständen dazu —, dann hast du nicht nötig, uns auch nur einen Pfennig zu vermachen. Bedenke: seit drei Geschlechtern sind wir auseinander."

„Darüber habe ich mit deinem Vater bereits gesprochen, Kurt. Er ist mit meinen Plänen einverstanden. Ich denke, auch ihr sollt zufrieden sein."

„Sicher, Onkel," sagte Kurt Fryman, „wie deine Pläne auch sein mögen."

Auch im Amtsrichter-Hause fühlte sich der alte Freibauer wohl, und als er Abschied nahm, wollte es ihm kalt über das Herz laufen, weil er nun wieder in die Einsamkeit fuhr. Aber er biß nach seiner Art die Zähne zusammen und trat unter die Füße, was ihm Schmerz machen wollte.

In Rehbach erwartete ihn eine neue Ehre, allerdings auch neue Arbeit. Der Amtsvorsteher Dorsten in Wangebrück, zu dessen Amtsbezirk auch Rehbach gehörte, war gestorben. Nun lag ein Schreiben des Landrats an den Freibauern daheim, in dem die Behörde anfragte, ob der Freibauer wohl den Posten eines Amtsvorstehers des Bezirks Wangebrück annehmen wolle.

Fryman bat sich acht Tage Bedenkzeit aus. Die Ereignisse drängten zur Verwirklichung der letzten Pläne des Freibauern. Schon zwei Tage nach seiner Heimkehr fuhr er nach Mönchebach zu Fritz Menzels Mutter.

(Schluß folgt)

Der Schuß in der Nacht

Von Wilhelm Lennemann

Der Gesangverein des Gebirgsdörfleins feierte sein Stiftungsfest. Das Sälchen der Susine Butenschön war proppenvoll. Da saß das ganze Dorf vom Vorsteher bis zum Hütejungen herunter. Der Lehrer hatte fein dirigiert. Wie Windmühlenflügel waren seine Arme gegangen, und alle seine Sänger hatten sich reichlich gemüht und hergegeben, was nur Herz und Lunge vermochten.

Und nun war Pause. Da tat nach der Arbeit ein Trunk gut. In einer Viertelstunde sollte der gemütliche Teil steigen. Das gab erst ein Gaudi!

Der Förster hatte sich mit dem Vorsteher an einen Ecktisch gerettet. Er war noch jung und hatte mitgesungen und mußte auch gleich wieder auf die Bretter, die auch hier im Dorfe die Welt bedeuteten. Da hatte er einen Wilddieb zu fangen und geschlossen abzuführen. Gegen die Uebernahme dieser Rolle war all sein Sträuben vergeblich gewesen.

Susine hatte die beiden entdeckt. Begrüßt sie. „Etwas gefällig, Herr Förster, hab' schönen Rehbraten!"

„Bleiben Sie mir vom Leibe!" knurrte der Grüne, „wenn ich vom Wild hör, steigt mir's Blut auf. Hat mir vor acht Tagen der Malefiz-Lauskerl wieder den Bock weggeschossen. Wenn ich den Kerl endlich mal krieg, versohl ich ihm das Fell, das ihm der Brand acht Tage im Rücken sitzt!"

„Na, na," lachte Susine, „nicht gar so laut, meint ihr, da braucht ihr nur die Arme aufzuhalten, und da läuft euch der Malefiz-Lauskerl gleich hinein! Nichts für ungut!" Sie setzt ihren Rundgang fort.

„Wundert mich auch," sagte der Vorsteher, „daß der Wilddieb euch immer durch die Lappen geht, muß doch ein mit allen Wassern gewaschener Spitzbub sein!"

„Schon," bestätigte der Förster, „aber ich habe ihn verwichenes Mal gesehen, wie er mit dem Tier abzog. Oben am Hang stand ich, er drunten im Hohl, auf ein paar Herzschlag hin hat der Mond auf ihn geschienen, grad heb ich meine Büchse und will ihn anrufen, da springt er ins Unterholz und ist die Halde hinunter. Ich hinterher, hab ihn aber nimmer erwischt!"

„Na, da wißt ihr doch, wer's war!"

„Eben nicht," grollte der Förster, „das Gewand habe ich gesehen und sonst nichts. Aber das läuft mir noch einmal in den Weg, und dann werd ich auch einmal nachschauen, was darin steckt!"

Ein Glockenläuten schrillt auf. Aus Gang und Garten ergießt sich die bunte, schwätzende Flut wieder in den Saal. Auch der Förster und Vorsteher suchen ihren Tisch auf. Da tritt einer der Mitspielenden auf den Förster zu: „Der Karl Rode, der, wo den Wilddieb macht, der kann halt nimmer, 's ist ihm was überkommen, nun macht die Susine ihn . . ."

„Seid ihr denn gescheit, die, ein Weibsbild und ein Wilddieb!"

„Sie hat eine Mannskleidung, und die Proben hätt sie alleweil genug gesehen, wüßt schon, wie's ging. Hatt ja auch nicht viel zu tun!"

„Dann in Gottes Namen!"

Das Theaterstück wird angemeldet:

„Der Schuß in der Nacht" oder „Der Wilddieb als Liebeshelfer".

Die Handlung, die zwischen Spektakel und Tränen spielt, ist kurz diese: Der Sohn eines nicht sehr begüterten Bauern liebt die Tochter des Försters. Sie führt dem Vater den Haushalt, da die Mutter gestorben ist. Der Alte aber ist gegen die Heirat — denn nichts zu nichts gäb nichts. Der Bursch kann nun sein Mädchen nur in den unsicheren Stunden sprechen, da der Förster den Wald abgeht. Er setzt sich deshalb mit einem Wilddiebe in Verbindung, der muß mit etlichen Schüssen den Förster in eine entlegene Ecke des Reviers locken, derweilen er dann das Mädchen sieht. Wochenlang geht dieser Zauber gut, da aber fällt der Wilddieb wie durch einen Zufall dem Förster in die Hände, just, als er den versprochenen Schuß in die Nacht abgibt. Er verrät das Geheimnis. Der Förster eilt schleunigst nach Haus. Ueberraschung — Versöhnung — Verlobung. Viele Händedrücke und Küsse vor, auf und hinter der Bühne

Schelle — — —, der Vorhang geht hoch . . . „Ah! . . ."

Dann Stille

Die Handlung rollt sich vorschriftsmäßig ab. Die Braut weint, der Alte tobt. Dann kommt die Szene im Walde: Der Förster ist verspätet aus dem Wirtshaus heimgekehrt. Schreitet müde in das magische Dämmerlicht des Waldes. Schräg fällt das Mondlicht einer Bogenlampe auf den Weg. Der Grünrock verschnauft sich hinter einem Holzstapel. Der Wildschütz Susine tritt auf. Eine wilde und verwegene Gestalt, zerstürmt und verwittert vom Schuh bis zum Filz, der tief in die Stirn gezogen ist. Seine Augen durchspießen den Wald. Er steht, zieht den Stutzen aus dem Hosenbein, hebt ihn, zieht ab, Mädchenschreie im Publikum . . .

Da rührt und reckt es sich hinter dem Holzstapel, der Förster springt vor. Aber anstatt nun, wie der Autor es verlangt, mit erhobener Waffe den Wilddieb zu stellen, steht er wie tief erschrocken, starrt den Kerl an, schreit dann mit einem Triumphgeheul auf: „Habe ich dich endlich, du Malefiz-Lauskerl!"

Stürzt sich auf ihn wie ein rasender Keiler. Reißt ihn zu Boden, daß die Waldbretter knacken und haut auf ihn ein wie auf ein Stück Holz. Wie Dreschflegel gehen seine Fäuste.

Die Weibsleute unten kreischen, die sachverständigen Männer aber, die ehrliche Arbeit zu schätzen wissen, die jubeln und klatschen Beifall. Herrgott, war das eine Keilerei! —

Und der Förster kannte kein Erbarmen, er walkte, stieß und schlug und hämmerte, bis kein Fleckchen mehr unbearbeitet war; der Wilddieb wimmerte wie ein Kind.

Dann stand der Grüne tiefatmend auf: „Jetzt kann ich nimmer!"

Da schrien sie alle vor Entzücken. Der Mond erlosch. Der Vorhang rollte nieder. Aber der Förster hat hernach seine Rolle mit Glanz zu Ende gespielt. Aus dem lustgesättigten Gefühl einer befriedigten Rache heraus.

„Aber nun sagen Sie mir nur," fragte hernach der Vorsteher den Förster, „weshalb haben Sie so barbarisch auf die

Sufine losgeschlagen? Das arme Weib liegt zu Bett und kann kein Glied rühren!"

„Amtsgeheimnis," schmunzelte der Förster, „aber glauben Sie mir, sie ist mir dankbar, wenn ich es bei den Schlägen belasse! Aber, und das ganz unter uns: Einen Jäger hätt das Weibsbild abgegeben . . . einen Jäger . . . sag ich . . . alle Hochachtung!"

Kärntner Brief

Von Anna Hil. von Eckhel

Die bekannte Erzählerin bringt im Bergstadtverlag, Breslau, ein neues Werk heraus „Kärntner Tagebuch" (4.20 RM.), Tagebuchblätter eines alten Lehrers, der in seinen Briefen (von denen wir einen auszugsweise abdrucken) der Enkelin vom Kampfe der Kärntner um ihr Deutschtum erzählt und an ihrer Jugend den Glauben an die Zukunft zurückgewinnt.

Der Kampf eines Volkes um seine Scholle und Art ist kein Krieg, wie ihn Herrscher erklären, er ist ein Naturereignis, eine Naturnotwendigkeit. Wir Kärntner haben ihn gekämpft, wie die Bäume, die an gefährdeter Hochwand stehen, ihre Wurzeln fester in die Erde bohren, daß sie zwischen Stein und Geröll für sich die Lebensader finden, und ihre Kronen trotziger im Winde schütteln, im Sturmwind Gottes, der ihr Schicksal ist — stehen oder fallen? — Wir sind gestanden!

Aber der Sturmwind, der über uns gebraust, ist Gottes Scheuer gewesen. Er hat die Spreu vom Weizen geschieden. Wir haben gekämpft gegen den Feind, der über die Grenzen gekommen. Wir haben gekämpft gegen den Feind, der schon längst in unserm Land gewesen. Denn was früher schleichend gewühlt, spielte jetzt den Herrn. Keine List war so schlecht, daß sie ihnen nicht noch gut genug gewesen, keine Gemeinheit zu niedrig, sie haben sich danach gebückt. Was damals gelogen worden ist bei den Machthabern der Entente über uns Kärntner und über unser Land, das muß dem Teufel ein lustiges Raketenfeuer gewesen sein.

Wir aber haben gekämpft, wir haben unsere Täler verteidigt und unsere Höhen, wir haben mit unserem Blut unsere Flüsse gesegnet, wir haben um unsere Dörfer und Städte unseren Ring geschlossen, Mann, Weib, Greis und Knabe — wir waren bereit! Auch ich hab mit der Waffe in der Hand die Abwehrkämpfe mitgekämpft, und die Lenka hat mir Munition zugetragen, mir und den Kameraden. Und die Martha hat Meldungen vermittelt, und meine Gertrud hat für die Wunden gesorgt, hat die Flüchtenden verborgen. Kein Wunder, daß sie dann Rache genommen an mir, als ihnen für eine kurze und doch viel zu lange Zeit die grüne Linie auf dem Papier das Land in die Hände gegeben — verflucht seien Papier und Tinte und die Hirnpolitiker, die mit Federstrichen Blut und Boden trennen!

Wir haben gekämpft um unser Kärntnerland, da haben sie aufgehorcht, die, die nicht wußten, wer wir waren, und die, die in der allgemeinen Verblendung, in der fressenden Gier des Versailler- und St. Germain-Krieges, den sie „Friedensschlüsse" nannten, noch Besonnenheit hatten und Gerechtigkeitsempfinden, sie sind gekommen, um uns kennenzulernen, die amerikanische Kommission ist durchs Land gezogen, an allen Fallstricken vorbei, die man ihr legte, sie hat im ehrlichen Bemühen Wahrheit gesucht über ein Land und ein Volk, die man beide in Aktenstößen von Lügen hat begraben wollen. Der amerikanischen Kommission verdanken wir die Abstimmung.

Der Kampf, den wir Kärntner gekämpft mit der Waffe in der Hand, offen in Gottes hellem Tag, er war heilig und groß, aber wir haben noch einen Kampf gekämpft, still und heimlich, in Gottes heiligen Mantel versteckt, gehütet von seinen Höhen und Wäldern, von seinen Nächten und seiner Gnade, das war der Kampf um die Wahrheit des Worts: Kärnten ein Land, Kärnten ein Volk, Kärnten zu Deutsch-Oesterreich!

Männer sind aufgestanden und haben zueinander gefunden, Männer, die nicht achtend ihres Leibes und Lebens in nimmermüder Aufopferung, in immer wacher Bereitschaft Fäden gesponnen haben über das Land, deren Enden sie mit zielsicheren Händen gehalten haben. Und über Berge und Täler, flußauf, flußab und rings um unsere Seen haben sich Menschen geregt und haben Menschen gehandelt nach ihrem Wink, auch wir alle im Schulhaus am See. Aber weil wir alle drei, meine Gertrud, die Lenka und ich, bekannt waren wie bunte Hunde, ist die Martha eingesprungen, wo's die heimlichen Aufträge gegolten, und hat sie mit vielen anderen um die Wette treu erfüllt, denn zwischen dem Hirn und den Gliedern, zwischen der Landesagitationsleitung und dem Volk, lag unüberschreitbar der eiserne Gürtel der Demarkationslinie.

Die Martha hat ihn oft durchschritten, in immer wechselnder Gestalt, auch dich hat sie auf ihren Schleichwegen mitgenommen, wie weit wohl deine Erinnerung das festgehalten hat? Als meine Gertrud in ihrer Sorge um dich, kleine Trautl, es ihr verbieten wollte, hat sie gesagt: „So laß doch! Wer soll denken, daß ich Schmuggel treib mit meinem Kind? Und was soll für ein Unglück geschehen? Wenn Mutter und Kind dem Volke dienen, dienen sie Gott, der wird uns bei einer Arbeit, die er segnet, nicht verlassen."

So bist du neben ihr hergelaufen, kleine Trautl, durch das bedrohte Land, und wenn du müde warst oder wenn ein fremder Häscher in der Nähe war, hat sie dich Huckepack getragen auf ihrem Rucksack, der voll Flugblätter und Werbeschriften war. Woher sie die Kräfte genommen?

Ja, so ist die Martha durch unser Kärntnerland gegangen, singend und ihr Kind an der Hand oder auf den Schultern zu all der Last der Treue, die sie trug, so hat sie unserm Volk gedient in seiner Schicksalsstunde — Gott segne sie dafür! Du aber, Trautl, küß ihre Hände in Demut!

In diesen Monaten haben wir nicht von Brot gelebt, von unseres Leibes Nahrung. Wir haben gelebt aus den Kräften unserer Seele für ein Ziel, das über unser persönliches Einzelschicksal, über unser Familienschicksal hinaus Volksschicksal geworden war, ein Ziel, herausgewachsen aus dem Boden des Landes, der uns die Säftequellen speist, aus denen wir geworden, wie wir sind. Bleiben, was wir waren, war das Ziel, für das wir lebten.

Einar hackt Holz

Von Marie Hamsun

Glücklichstes Kinderleben schildert Marie Hamsun in ihrer von Liebe und Humor durchsonnten Erzählung „Die Langerudkinder", die der Verlag Albert Langen/Georg Müller in München gerade in einer reizvoll illustrierten Neuausgabe herausbringt. Wir entnehmen dem Buch mit Erlaubnis des Verlags den folgenden Abschnitt.

Einar stand in der glühenden Sonne beim Haus und hackte Holz. Es war sehr warm, er hatte ein feuerrotes Gesicht, und aus seinem Haar rieselten ihm kleine Bäche über die Schläfen. Aber die Mutter hatte gesagt, entweder hacke er, oder sie müsse es selbst tun! Und außerdem hatte sie ihm noch in Aussicht gestellt, daß er vormittags ein Brot mit saurem Rahm bekommen sollte.

Aber alle hatten es besser als er. Ola und Jakob waren im Wald, und dort gab es Schatten unter den Bäumen und weiche Erdbuckel zu Sitzen — und hier stand er!

Und die kleinen Mädchen spielten so schrecklich lustig und vergnügt unter der Birke. Sie hatten die Puppen mit und besaßen eine Menge Fichtenzapfen — und hier stand er! Er konnte deutlich an ihrem Lachen und Plaudern hören, daß sie ihn nicht im geringsten vermißten. Ach, das Leben war schwer!

Er mühte sich aus Leibeskräften mit einem störrischen Birkenkloß ab. Ein paarmal hatte er ihn nur am Rande getroffen, so daß er davonrollte, ein paarmal hatte er einen Splitter abgehackt — nun war Einar aber ernstlich böse geworden, er zielte ganz genau nach der Mitte und hieb die Axt mit aller Kraft ein — und da saß sie nun! Dann mühte er sich auf alle Weise, die Axt wieder frei zu bekommen, stark und wild vor Zorn schlug er mit Axt und Holzkloß auf den Hackstock ein. Aber der Holzkloß wollte sich nicht teilen, und die Axt wollte nicht herausgehen. Völlig erschöpft warf er den ganzen Krempel weg und lief zur Mutter hinein.

„Warum haben es die Buben immer so schlecht und die Mädchen so gut? Jetzt steckt die Axt fest . . . Du hättest mich viel lieber ein Mädchen werden lassen sollen und nicht einen Buben, den ihr alle miteinander nur quält und plagt." Er brach in Tränen aus, als ihn aber die Mutter auslachte, mußte er selbst wider Willen mitlachen. Er stampfte mit dem Fuß auf und lachte und weinte zu gleicher Zeit.

„Aber das Rahmbrot kann ich doch gleich haben?“ fragte er.

Das erhielt er, und sein Gemüt beruhigte sich nach und nach. Als die Mutter mit ihm hinausging und Holzklotz und Axt voneinander trennte, stieg Einars Mut wieder und machte ihn wieder kühner. „Jetzt bin ich viel stärker,“ behauptete er.

Die Mutter riet ihm, doch nicht allzu große Klötze herzunehmen. Einar aber sah sie überlegen an und meinte, die kleinen paßten gerade für kleine Mädchen. Und nach einer Weile hatte er wirklich den großen Holzklotz und noch viele andere kleingekriegt.

Die Mädchen aber kamen atemlos mit ihren Puppen angelaufen. Sie waren so aufgeregt, die Schwestern redeten heftig zu gleicher Zeit, aber Klein-Anna stand mit vor Schreck aufgerissenen Augen da und sagte gar nichts.

„Denk dir!“ riefen sie, „wir sollten Beeren pflücken gehen und setzten deshalb Solveig und Snefried auf das Moossofa ... und da konnte das Wildschwein sie erreichen ... und es nahm Snefried in den Mund und schüttelte sie hin und her ... und wären wir nicht gleich dazugekommen, so hätte es sie aufgefressen!“

Das Wildschwein war kein süßes und niedliches, kleines Zuckerferkelchen mehr, sondern war ein fürchterliches Tier von einem Schwein geworden. Es war ganz unglaublich gewachsen von all den vielen guten Bissen und hatte jetzt auch eine rauhe und ruppige Haut bekommen und war überall voller steifer Borsten. Aber daß es nun auch Menschen fressen würde, das hätten die kleinen Mädchen denn doch nicht von ihm geglaubt.

Und als sie nun alles der Mutter erzählt hatten, gingen sie hinaus zu dem Schwein und lasen ihm gehörig den Text, mitten ins Gesicht: „Ja, da kommst du nun hergelaufen und willst dich mit uns wieder anfreunden,“ sagten sie und schlugen ihm auf den Rüssel, „aber jetzt gehen wir in den Wald und suchen Beeren, und du darfst nicht mitkommen. Und du sollst auch keine fressen dürfen,“ sagte Snefrieds Mutter, „du sollst nicht eine einzige Beere bekommen!“

„Uff, uff!“ sagte das Wildschwein dazu, ging weg und legte sich in den Schatten und folgte den kleinen Mädchen mit den Blicken, bis sie im Wald verschwunden waren. Dann wälzte es sich pardauz auf die Seite, schlief ein und schnarchte, daß es nur so dröhnte.

Die kleinen Mädchen aber stiegen in dem hohen Beerenkraut umher und bückten sich und pflückten und pflückten. Allmählich hatten die Beeren beim Zaun ein wenig abgenommen, denn dort hatten sie ja nun seit langer Zeit jeden Tag gepflückt. Da sie aber zu dreien waren, fürchteten sie sich dieses Mal nicht davor, weiterzugehen.

Du meine Güte, welch eine Menge Beeren fanden sie da!

Sie setzten sich einfach auf den Erdboden, von weitem wirkten sie wie ein Blumenbeet in dem braungrünen Kraut, Annas rote Schleife leuchtete weit.

Anna hatte einen großen Eimer mit, der ganze vier Liter faßte, die andern dagegen hatten nur ihre kleinen Birkenkörbe, die schnell voll wurden, so daß es für Anna gar nicht so lustig war, denn sie brachte ihr Gefäß nie voll, so viel sie sich auch plagte; da beschlossen die anderen, ihre Körbchen in das Annas umzuleeren. Sie wollten zusammen helfen, den Eimer zu füllen; ja, das wollten sie, wollten einfach diesen Vierlitereimer voll Beeren pflücken! Was würde da die Mutter sagen! Das gab Unmengen von Blaubeersuppe und Blaubeerpfannkuchen.

Die Finger gingen, und die Münder gingen. Sie aßen und schwatzten gleich eifrig. Ola und Jakob sollten Blaubeeren in Milch zum Abendessen bekommen, sagten sie. Mutter und Einar sollten mit ihnen teilen, kurz und gut, die ganze Familie sollte etwas bekommen, ausgenommen das Wildschwein. Mit diesem Menschenfresser wollten sie den Verkehr überhaupt abbrechen. Sie mußten es wohl sogar noch im Stall in einen engen Koben einschließen, denn wie sollten sonst Solveig und Snefried jetzt noch ihres Lebens sicher sein? Martha, Snefrieds Mutter, erklärte ganz offen, sie freue sich darauf, das Wildschwein zu Weihnachten aufzuessen: „Das geschieht ihm ganz recht!“ sagte sie.

Und währenddessen lag das vielgeschmähte Schwein hinter dem Haus im Gras und schlief den Schlaf des Gerechten. Und als die Sonne am Himmel höher stieg und ihm den Schatten nahm, grunzte es und richtete sich mühsam auf, bis es endlich auf seinem rundlichen Hintern saß. Es hielt Umschau: war denn keiner von der Familie da, nein? Es horchte mit nachdenklicher Miene — nein, kein Geplauder und kein Gelächter und kein Spielen ringsum. Nur Einar stand verdrossen da und hackte Holz, eine Beschäftigung, an der das Schwein noch nie hatte einen Spaß herausfinden können. Dann stand es langsam ganz auf, wankte dem Schatten nach und legte sich wieder hin.

Zeitschriften

Weltstimmen. Alles, was Männer der Tat und des Gedankens in ihren Schriften der Menschheit sagen wollen, umfaßt der Gesichtskreis der „Weltstimmen“ (Weltbücher in Umrissen, vierteljährlich 3 Hefte für 2.40 RM, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart). So bringt die soeben erschienene Novembernummer u. a. Referate über: Engel Hiltensperger von Georg Schmückle, der als Theaterdichter sehr schnell bekannt geworden ist, eine Skizze über A. Moeller van den Bruck, mit seinem Porträt nach Sepia-Aquarell von H. Kröger. Daneben sehen wir zwei Frauengestalten: Lena Christ mit „Mathias Bichler“ und Mia Munier-Wroblewska in dem Roman „Die zweite Sintflut“. Diese, eine Baltin, bekannt durch ihr sechsbändiges Werk „Unter dem wechselnden Mond“, jene eine der stärksten Begabungen des bayerischen Schrifttums, der aber ein tragisches Geschick die höchsten dichterischen Ehren versagt hat. Dazu ein lieber, zarter Bericht über die Droste und eine spannende Erzählung aus dem großartigen, männlich-herben Buch „Helden in Tirol“ von Karl Springenschmid. Das Skizzenbuch mit einem Nachruf für den ostpreußischen Dichter Alfred Brust von Hanns Marin Elster und einem Blick auf das Theater beschließen dieses Heft, das, wie die andern alle, eine reiche Fülle von Schönem und Erbaulichem bringt, so daß man stets mit einer gewissen inneren Spannung auf die nächstfolgende Nummer wartet.

Unser Schiff. „Auf Schillers Jugendwegen“, „Deutschland ruft die Jugend der Welt“, sind zwei Aufsätze der neuesten Nummer der Jugendzeitschrift „Unser Schiff“ (vierteljährlich 1.60 RM, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart). So etwas Gegensätzliches? Jawohl, so etwas Gegensätzliches bringt „Unser Schiff“, das unseren Jungen reiches Wissen bringt, das den Gesichtskreis erweitert nud den Blick für die Aufgaben der Zukunft schärfen soll. So weiß „Unser Schiff“ immer Neues, ist immer spannend und voller Leben, weltoffen und vielseitig, wie man's heute braucht, erzählt von fernen Ländern und Völkern ebenso wie von Männern und Taten unseres Volkes Wundern der Technik, Spiel, Sport, Fahrt und Lagerleben. Und alles so anschaulich, spannend und eindringlich, daß man auch als Erwachsener gern mal mitliest und sich gelegentlich eine Berichtigung seines Wissens gefallen läßt.

Kosmos. Im Jahrgang 1932 brachte der „Kosmos“ auf Seite 390 f. einen bebilderten Beitrag über die eigenartigen, als „Wüstenrosen“ bezeichneten Kristallbildungen, die man in den Wüsten Zentralasiens, in der Sahara sowie in den großen Ebenen des amerikanischen Mittelwestens antrifft. Daß es ähnliche Mineralgebilde auch in Deutschland gibt, schreibt K. Diederichs in dem Novemberheft des „Kosmos“, Handweiser für Naturfreunde (vierteljährlich 3 Hefte und 1 Buchbeilage für zusammen RM. 1.85, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart), wo wir u. a. folgendes lesen: „Ich habe schon zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, solche ‚Rosen‘ in den Sandgruben des kleinen hessischen Ortes Rockenberg unweit des Vogelsberges zu sammeln. Der Bevölkerung sind diese Steingebilde unter dem Namen ‚versteinerte Rosen‘ bekannt. Sie mögen wohl ähnlich entstanden sein wie die Wüstenrosen der Sahara, nämlich unter Mitwirkung des Wassers aus verhärtetem Sand.“ Besonders verwiesen sei in diesem Heft noch auf die Umschau auf die „neuen Ergebnisse der Krebsforschung“, die ihres Stoffes wegen von großer Allgemeinbedeutung ist und aus der Feder von Dr. med. et phil. Gerhard Venzmer eine besonders lebendige und klare Behandlung erfährt

Fröhliche Ecke

Liebe auf allen Wegen. Fräulein Röschen Gerd ist siebzehn Jahre alt, wandelt aber doch schon auf verbotenen Wegen. Nämlich in dem zur Zeit abgesperrten Teil unseres Stadtparks.

Ein Schupo bemerkt diesen Wandel, nähert sich, zückt das Notizbuch, um die Personalien der Dame festzustellen, und fragt: „Wie heißen Sie?“

„Röschen,“ antwortet Röschen Gerd leise unter lieblichem Erröten. „Und Sie?“

*

Vollkommen. „Du bist wirklich ein Esel — bloß die Hörner fehlen!“

„Daß ich nicht lache — ein Esel hat ja gar keine Hörner!“

„Na, siehst du — dann fehlt also gar nichts!“

*

Tanzmusik. Der Ansager im Rundfunk: „Und jetzt hören Sie ‚Mein Mädel hat einen roten Mund‘, bearbeitet von Kapellmeister Krause ...“